

HAMI NGUYEN

Warum wir
über anti-
asiatischen
Rassismus
sprechen
müssen

**DAS ENDE
DER**

**UNSICHT
BARKEIT**

Hami Nguyen
Das Ende der Unsichtbarkeit

Hami Nguyen

DAS ENDE DER UNSICHTBARKEIT

Warum wir über *anti-asiatischen*
Rassismus sprechen müssen

Ullstein

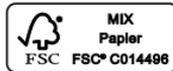
Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

*In diesem Buch werden rassistische Gewalt,
Polizeigewalt, Mord, Suchterkrankungen,
Drogenkonsum und sexualisierte Gewalt beschrieben.*



Ullstein ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-550-20257-5

© 2023 Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Umschlagmotiv: © decentchaos/shutterstock

Gesetzt aus der Minion Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Dành cho mẹ.
Für meine Mama.

INHALT

Prolog	9
1 Unfreiwillig aktivistisch	11
2 Vietnamesische Migrant*innen waren willkommen – zunächst	33
3 Einfach Kind sein zu können, ist ein Privileg	48
4 Anderssein und Unsichtbarkeit	69
5 Mythos der Vorzeigeminderheit und fleißigen Arbeiter*innen	96
6 Hypersexualisierung und Fetischisierung	113
7 Historische Kontinuität rassistischer Gewalt in Deutschland gegen Vietnames*innen	135
8 Homogenisierung und der Diskurs um China	149
9 Mein Aussehen ist kein Trend!	168
10 Essen und Authentizität	189
11 Die Bedeutung von Zuhören und Zugehörigkeit	206
Epilog	227
Danksagung	243
Anmerkungen	245

PROLOG

Ich war zwei Jahre alt, als ich mit meiner Mutter nach Deutschland floh. Heute liege ich neben meiner zweijährigen Tochter, und ich bekomme einen Kloß im Hals. Mein Herz wird ganz schwer, wenn ich an mein früheres Ich denke und mich frage, ob ich mein Zuhause nach der Flucht vermisst habe. Die schwüle Sommerluft, die morgendlichen Motorradgeräusche, die klappernden Stäbchen und das Schlürfen der Arbeiter*innen, die den Tag mit einer heißen Phở begannen. Meine Großeltern, meine Tanten und Onkel, die nebenan wohnten und die ich jeden Tag um mich hatte. Solche nächtlichen Gedanken sind stark nostalgisch. Sie speisen sich aus romantisierten Geschichten, die ich gehört oder gelesen habe, sowie aus eigenen Erfahrungen, die ich zwei Jahrzehnte später bei meinen Besuchen in Vietnam gesammelt habe.

Ich erlebe täglich, wie viel mein Kind schon weiß, wie sehr meine Tochter ihre Routinen braucht, wie schlecht sie in einer neuen Umgebung schläft. Wie ging es mir

damals? Diese Geschichte ist meine und doch geht sie
uns alle etwas an.

Fangen wir von vorn an.

1

UNFREIWILLIG AKTIVISTISCH

In Deutschland leben derzeit über 100 000 Menschen vietnamesischer Herkunft.¹ Wir sind eure Nachbar*innen, bedienen euch in euren Lieblingsbistros um die Ecke, und wir sind diejenigen, die eure Nägel alle paar Wochen neu machen. Wir sitzen neben euch in der Schule, im Verein und am Arbeitsplatz. Wir leben mittlerweile in der dritten Generation in Deutschland und doch sind wir unsichtbar. Es gibt nicht viele Personen der Öffentlichkeit, die vietnamesische Wurzeln haben, nur wenige Professor*innen und so gut wie keine Politiker*innen. Selbst in Rassismusdebatten werden wir noch immer viel zu oft ausgeklammert. In Talkshows und Panels zu Rassismus und Polizeigewalt in Deutschland sitzen selten Menschen mit vietnamesischen Wurzeln. Und doch wurden die ersten vietnamesischen Geflüchteten 1980 von rechtsextremen Täter*innen ermordet. Die Pogrome in den 1990ern in Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen haben sich in unser kollektives Gedächtnis eingebrennt. Polizeigewalt und Racial Profiling waren insbesondere in den 1990er-Jahren für

vietnamesische Menschen an der Tagesordnung. Wir schwiegen darüber, weil ihr darüber geschwiegen habt. Viel zu lange wurden rassistische Übergriffe an Vietnames*innen ignoriert oder falsch eingeordnet und banalisiert.

Es gibt auch kaum Wissenschaftler*innen, die sich mit der vietnamesischen Community in Deutschland beschäftigen, und erst in den vergangenen Jahren schreiben Journalist*innen vermehrt über vietnamesisch-deutsche Geschichten. Diese Entwicklungen wurden vor allem von Menschen aus der Community selbst vorangetrieben. Dabei ist die Geschichte vietnamesischer Einwander*innen in Deutschland einzigartig. Menschen, die aus demselben Herkunftsland kamen und deren Lebenswege dennoch unterschiedlicher nicht sein konnten. Deswegen ist die vietnamesische Community in Deutschland auch so heterogen. Das wissen die meisten Mitglieder der Dominanzgesellschaft nur nicht, denn für sie sind wir alle gleich. Was uns jedoch vereint, sind die Diskriminierungserfahrungen, die genau aus einer bestimmten Art der Homogenisierung resultieren. Es ist ein globales Phänomen, das Menschen, die vermeintlich oder wirklich ost- beziehungsweise südostasiatische Wurzeln haben, in den USA oder europäischen Ländern erleben. Seit Beginn der Corona-Pandemie zeigen sich die Effekte so deutlich wie noch nie und die Erfahrungsberichte über gewaltvolle Übergriffe und rassistische Beleidigungen häufen sich weltweit.

Mein Nachname ist Nguyen. Nguyễn, um genau zu sein. Für viele sind wir gleich, die Nguyễns. Ein schwer auszusprechender Name und zugleich so bekannt. Tatsächlich ist es auch ein weit verbreiteter Name in Vietnam. Rund fünfzig Prozent der Vietnames*innen heißen Nguyễn.² Auch hier in Deutschland leben viele Nguyễns. Wenn ich unsere Biografien und unsere Geschichten betrachte, dann denke ich, dass wir auch neben unserem Nachnamen wirklich viele Gemeinsamkeiten haben. Die eine ist, dass unsere Wurzeln in Vietnam liegen, wir jetzt hier in Deutschland leben und als eine homogene Gruppe wahrgenommen werden. Wir werden nicht als Individuen angesehen, und es wird davon ausgegangen, dass wir uns alle kennen. »Bist du mit Herrn Nguyễn verwandt?« Doch nicht nur wir, die Vietnames*innen, werden als eine Gruppe wahrgenommen, sondern mit uns auch alle Menschen mit ost- oder südostasiatischen Bezügen. Ob aus China, Thailand, Korea, Vietnam – das sind die *Asiat*innen*. Das sind die mit den schwarzen Haaren, interessanten Essgewohnheiten und einer seltsam klingenden Sprache. Das sind aber auch die aus dem Land, in dem man einen schönen Backpacking-Urlaub machen kann, noch so ganz authentisch.

Die andere Gemeinsamkeit ist unsere Unsichtbarkeit und der Glaube daran, dass sie uns hilft. Doch das ist ein Trugschluss, denn sie half uns nicht. Nicht auffallen, nicht herausfallen und dann fallen. Unsere Unsichtbarkeit machte uns lange Zeit sprachlos. Unsere Sprachlosigkeit ließ die anderen glauben, wir hätten ein gutes

Leben als »Vorzeigeminderheit«. Sie ließ uns glauben, dass wir kein Anrecht auf unsere Sprache hätten. Vielen von uns wurde jahrzehntelang so viel genommen, und wir gaben uns damit zufrieden, hier überhaupt existieren zu dürfen, auch wenn wir bei »Ausländer raus!« immer mitgemeint waren. Das stand in großer roter Schrift an der Hauswand des Plattenbaus, in dem meine Familie und ich lange Zeit lebten, und ich verstand die Bedeutung, noch bevor ich lesen konnte. Die großen roten, schnell an die Wand gesprühten Buchstaben sahen bereits nach Bedrohung aus. Daneben malten wir mit Kreide bunte Blumen, um dieses Gefühl etwas abzumildern, und aus der Perspektive meines sechsjährigen Ichs konnten diejenigen, die diese gefährlich wirkenden Buchstaben an die Wand malten, ja nicht wirklich etwas Böses wollen, wenn sie unsere schönen Blumen daneben nur sehen würden.

Die Erwachsenen schwiegen vor uns Kindern darüber. So wusste ich lange Zeit nicht, wie unsere Geschichte in Deutschland überhaupt begann und warum wir hier waren. Ich verstand nicht, warum mein Vater oft nicht da war und es zu Hause eigentlich immerzu nur Streit gab. Ich wusste nur, dass alle Mitglieder der Gemeinschaft ihren Beitrag leisten mussten. Nach dem Essen musste der Tisch abgeräumt, die Unterlagen für die Ausländerbehörde mussten übersetzt und ausgefüllt werden, und als Kind fragte ich generell nicht so viel nach. Vor allem nicht, warum meine Eltern überall, nur nicht in einem Wohnheim für Geflüchtete leben wollten.

Ich hörte die Worte *cẩn thận* (vorsichtig sein) und *ghét người nước ngoài* (Ausländerhass) und ich verstand nicht, was sie mit uns zu tun hätten.

Ich glaube, viele Menschen gehen fälschlicherweise davon aus, dass Menschen mit vietnamesischen, koreanischen und chinesischen Wurzeln, *Asiat*innen*, nicht so sehr von Hass und Gewalt betroffen seien, denn schließlich seien wir ja sehr gut integriert. Gut integriert meint vor allem, dass wir größtenteils nicht besonders auffallen, und es vermeintlich keine schlimmen rassistischen Angriffe gegen uns gibt und gab. Doch die Geschichte Deutschlands enthält ganz andere Fakten, die in der breiten Öffentlichkeit lange Zeit nicht eingeordnet und auch nicht verbreitet wurden. Die Pogrome in Rostock-Lichtenhagen und Hoyerswerda zum Beispiel, um nur zwei zu nennen.

Es gab schon immer rassistische Übergriffe gegen uns sogenannte *Asiat*innen* und den Rassismus, der uns auf institutioneller und struktureller Ebene trifft. Die Homogenisierung von Menschen mit ost- oder südostasiatischen Bezügen verstärkt diese Gefahren, denen wir ausgesetzt sind. Als ich 2016 mit einer Freundin aus Singapur in New York City war, wurden wir in einer U-Bahn-Station von einem Mann bedroht und verfolgt:

I hate Chinese people.

I hate Chinese people.

I hate Chinese people.

Die Worte des fremden Mannes klingen in mir nach, bis heute.

Was ist anti-*asiatischer* Rassismus? Diese Bezeichnung ist bis heute umstritten und wird, wie ich finde zu Recht, von Menschen mit ostasiatischen Bezügen kritisiert. Zunächst muss der Begriff *asiatisch* kontextualisiert werden. Asien ist ein großer Kontinent, der viele Länder, Kulturen, Traditionen, Religionen, Sprachen und historische Ereignisse vereint. Wenn wir also von *asiatisch* sprechen, können damit Menschen aus Indien, dem Iran, Teilen Russlands und Kasachstan gemeint sein. Wenn in Deutschland aber von *Asiat*innen* die Rede ist, sind damit meistens Menschen aus China, Korea oder Vietnam, also Regionen in Ost- und Südostasien, gemeint. Andere Regionen haben eine eigene Bezeichnung: indisch, arabisch, persisch oder eben sibirisch.

Hier kommen wir zu einem Spannungsfeld, das nach wie vor Gegenstand wissenschaftlicher Debatten und Auseinandersetzungen innerhalb migrantisierter Gruppen, Organisationen und in aktivistischen Kreisen ist.³ Warum bedienen wir mit der Bezeichnung anti-*asiatischer* Rassismus genau die Fremdbezeichnung, die einen vielfältigen Kontinent so homogenisiert? Es gibt Versuche, dies zu umgehen, indem von *asiatisch gelesen* oder *asiatisch markiert* gesprochen wird, um so zu verdeutlichen, dass es eine Fremdbezeichnung ist, die zur Beschreibung dieser speziellen Form des Rassismus herangezogen wird. Menschen, die von der *weißen Do-*

minanzgesellschaft als *asiatisch* markiert werden, sind faktisch nicht unbedingt *asiatischer* Herkunft. Gleichzeitig gibt es Menschen aus Asien, die nicht *asiatisch* markiert werden, obwohl sie zum Beispiel aus Israel oder Georgien kommen. Als ich in Peru war, wurde ich beispielsweise *peruanisch* markiert, weil ich anscheinend bestimmte Gesichtszüge habe, die denen vieler indigener peruanischer Menschen sehr ähnlich sind. Das führte während meines Aufenthaltes in Lima zu vielen Irritationen, denn auf der Straße wurde ich auf Spanisch angesprochen und in Restaurants sprachen Kellner*innen eher zu mir als zu meinem *weißen* Partner. Folglich ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass indigene peruanische Menschen hierzulande als *asiatisch gelesen* werden. Das heißt, sie sind neben anti-indigenem auch von anti-*asiatischem* Rassismus betroffen, obwohl sie nicht von dem asiatischen Kontinent stammen. Ein Beispiel: Während der Corona-Pandemie wurden nicht nur Menschen mit ost- beziehungsweise südost-asiatischen Wurzeln angegriffen, sondern auch indigene Menschen.⁴

Was Menschen vereint, die von der Dominanzgesellschaft *asiatisch* gelesen werden, ist der strukturelle, institutionelle und alltägliche Rassismus, den sie erfahren. Anti-*asiatischer* Rassismus ist also ein politischer Begriff, der nicht die tatsächliche geografische Lage, Religion oder Kultur der betroffenen Menschen beschreibt, sondern die Auswirkungen, die Betroffene erleben. Die Bezeichnung trifft nach dem aktuellen wissenschaft-

lichen Stand in der Soziologie⁵ den Rassismus, den Betroffene weltweit erfahren, am besten, ideal ist sie dennoch nicht. Tatsächlich ist die wissenschaftliche Lage, insbesondere im deutschsprachigen Raum, noch ausbaufähig und es gibt zu diesem Zeitpunkt nur wenige Publikationen, die sich speziell mit anti-*asiatischem* Rassismus auseinandersetzen. In diesem Buch verwende ich im Zusammenhang mit der spezifischen Rassismusform die Bezeichnung *asiatisch*, wohlwissend, dass sich Begrifflichkeiten in Zukunft ändern können. Zudem ist mir bewusst, dass Menschen unter diesem Begriff mitgedacht werden möchten, aber in dieser Auseinandersetzung nicht mit einbezogen werden. Diese Kritik verstehe ich und erkenne sie an.

Ich hoffe, dass die Weiterentwicklung der Diskurse eine Alternative zur Reproduktion dieser Fremdbezeichnung hervorbringt und dass ich mit diesem Buch einen Beitrag dazu leisten kann, indem diese Form des Rassismus im Detail veranschaulicht wird, um am Ende ausgehebelt zu werden. Denn derzeit überwiegen für mich persönlich die Vorteile, die Kategorie anti-*asiatischer* Rassismus als solche zu benennen, da für eine Bekämpfung dieser kollektiven Diskriminierungsform eine Bezeichnung nötig ist. Außerdem empfinde ich einen einigermaßen niedrigschwelligen Einstieg in diese Debatte als enorm wichtig. Welchen realen Einfluss auf die Lebensrealität von Betroffenen haben Diskurse, die ausschließlich in einer Nische stattfinden? Welche Wirkung haben Debatten, wenn ein großes Vorwissen be-

nötigt wird, während der Bäcker von nebenan oder die Sachbearbeiterin in der Ausländerbehörde mich und meine Familie als *Asiat*innen* liest und auf dieser Grundlage rassistisch diskriminiert? Wenn Betroffene, die selbst noch keine Berührungspunkte mit der Rassismusdebatte haben, die Fremdbezeichnung *Asiat*in* wählen und damit ausschließlich an ost- und südostasiatische Menschen denken, weil sie dies internalisiert haben? Seit langer Zeit beschreibe ich meine Sozialisierung innerhalb meiner Familie als vietnamesisch, anstatt pauschalisierend als *asiatisch*. Das war nicht immer so, denn auch ich musste die verinnerlichteten Stereotype verlernen.

Mein Ziel ist es, so viele Menschen wie möglich mitzunehmen. Das schließt natürlich mit ein, dass Nuancen innerhalb dieser Kategorie nötig sind, denn auch zwischen *asiatisch* markierten Menschen gibt es Machtgefälle und Unterschiede in den Diskriminierungserfahrungen. Und auch diese brauchen Sichtbarkeit, um die Komplexität von anti-*asiatischem* Rassismus vollumfänglich beschreiben und damit aushebeln zu können. Daher arbeite ich mit den Beschreibungen *asiatisch* markiert oder *asiatisch* gelesen, wohlwissend, dass sich diese Entscheidung in Zukunft auch ändern könnte. Ich selbst bezeichne mich als vietnamesisch-deutsche Person und beschreibe mich nicht als *asiatisch* gelesen oder *asiatisch* markiert. Als etwas »markiert« oder »gelesen« werde ich von Außenstehenden und von Nicht-Betroffenen. Dies ist problematisch und nimmt Menschen wie mir ihre

Selbstbestimmung. Wir werden in verschiedene Kategorien eingeordnet, die wiederum untereinander hierarchisiert werden.

»Wir sind doch schon so weit!« ist eine beliebte Aussage über den Status quo unserer Gesellschaft. Dieser eine Satz ist leicht gesagt und dabei komplexer, als er im ersten Moment scheint. Aus dieser schlichten Aussage lassen sich richtungsweisende Fragen für die wichtige Analyse des Umgangs unserer Gesellschaft mit vermeintlich »Fremden« ableiten.

Wer sind eigentlich »wir«, oder auch: Wer ist damit gemeint beziehungsweise nicht gemeint? Menschen, die selbstzufrieden den gesellschaftlichen Fortschritt loben, gehören ziemlich wahrscheinlich der *weißen* Dominanzgesellschaft* an: Für sie ist der Status quo sehr zufriedenstellend. Doch diejenigen, die nicht Teil der komfortablen Mehrheit sind, wissen, dass der Status quo absolut nicht ausreicht.

Laut Statistischem Bundesamt haben 23,8 Millionen⁶ der in Deutschland lebenden Menschen einen so ge-

* Der Begriff der »Dominanzgesellschaft oder -kultur« geht auf die Pädagogin und Psychologin Birgit Rommelspacher zurück und meint eine hierarchische Gesellschaftsordnung entlang verschiedener Differenzlinien. »*Weiß*e Dominanzgesellschaft« meint demnach die Hierarchisierung von Menschen entlang ihres *Weißseins*, wobei *weiß* als politische Kategorie zu verstehen ist und die dominierende Gruppe bildet.

nannten Migrationshintergrund. Dieser Begriff wurde im Jahr 2005 von der Bundesregierung eingeführt, um Einwanderung statistisch zu erfassen. Er wurde geschaffen, um die Gesellschaft zu fragmentieren: Es gibt nun die Gruppe derer, die eine deutsche Staatsbürgerschaft besitzen, und jener, die diese zwar ebenfalls besitzen können, aber in den Augen der Dominanzgesellschaft ein zusätzliches Label zugeschrieben bekommen, das sie von der ersten Gruppe unterscheidet. Staatsbürger, aber »mit Migrationshintergrund«. Dann gibt es noch eine dritte Gruppe, die nicht eingebürgert wird und deren »Migrationshintergrund« somit auch in ihrem prekären rechtlichen Status resultiert.

»Migrationshintergrund« als Label wird bestimmten Menschen anhand verschiedener Merkmale zugeschrieben, wie die sogenannte Hautfarbe, religiöse Zugehörigkeit oder der Nachname. Ganz unabhängig davon, ob sie tatsächlich migriert sind, und selbst dann, wenn sie in Deutschland geboren sind. Dieses Label verselbstständigt sich im Alltag so immens, dass es in den meisten Fällen gar keine Rolle mehr spielt, ob eine Person einen deutschen Pass hat oder nicht. Es führt dazu, dass einige Menschen nicht selbstverständlich mitgedacht und mitgemeint sind und Widerstand in staatlichen Strukturen und Institutionen erfahren, der in ihrer Religionszugehörigkeit oder Erstsprache begründet ist.

Heutzutage werden Menschen wie ich, die sich gegen diesen Status quo wehren und denen der aktuelle gesellschaftliche Zustand keineswegs progressiv vor-

kommt, gern als aktivistisch bezeichnet. Ich positioniere mich gegen Diskriminierung, also bin ich Aktivistin. Ganz logisch, oder? Aber was wäre meine Alternative? Die Wahrheit ist: Ich habe keine Alternative. So wie viele andere Menschen in Deutschland auch nicht.

Der Status quo sieht so aus: Menschen mit prekärem Aufenthaltstitel müssen alle paar Monate beweisen, dass ihre Existenz in Deutschland eine Berechtigung hat. Sie müssen beweisen, dass sie »integrationsfähig« und »angepasst« sind. Sie müssen beweisen, dass sie der Gesellschaft nicht zur Last fallen. Sie müssen »ausreichende Sprachkenntnisse« nachweisen, wenn ihre Erstsprache nicht Französisch, sondern Vietnamesisch ist. Niemand entscheidet sich dafür, struktureller und institutioneller Diskriminierung ausgesetzt zu sein. Niemand wollte jemals einen »Migrationshintergrund« haben, und dennoch scheint die Dominanzgesellschaft von einer gewissen Freiwilligkeit auszugehen. Man müsse ja nicht hier in Deutschland leben. Man könne doch wieder »zurück«-gehen. Das wird selbst denjenigen Menschen gesagt, die in dritter Generation hier leben und für die dieses »Zurück« höchstens das kleine niedersächsische Dorf ist, in dem sie aufgewachsen sind.

Hier wird das vorhandene Machtgefälle bereits sehr deutlich: Die eine Gruppe der Gesellschaft legt die Regeln fest und erstellt eine Art Anforderungskatalog basierend auf ihrer eigenen Lebensrealität, die sie zur Norm auserkoren hat. Die andere Gruppe wird in eine Bringschuld hineingeboren, und ihre Existenzberechti-

gung hängt von deren Erfüllung ab. Warum müssen Menschen überhaupt beweisen, dass sie an einem bestimmten Ort existieren dürfen? Ist es nicht grundsätzlich falsch, die Gesellschaft so einzuteilen? Warum begehren nicht mehr Menschen dagegen auf? Warum wird nicht Aufbegehren als normal verstanden und Schweigen als bewusste Entscheidung gegen etwas?

Wie wir wissen, sieht die Realität derzeit so aus, dass es meistens Betroffene von Diskriminierung selbst sind, die auf die existierende Ungleichbehandlung hinweisen. Eine Ungleichbehandlung, die auf askriptiven Merkmalen* basiert und nichts mit der individuellen Leistung oder dem Verhalten zu tun hat. Betroffene gelten für die Dominanzgesellschaft als Störfaktor, da sie für selbstverständlich gehaltene Strukturen und Hierarchien hinterfragen. Dabei ist dieses Hinterfragen, warum einzelne Personen so viel Macht über bestimmte Menschengruppen haben, immens wichtig. Warum Polizist*innen gerade nicht-weiße Menschen durchsuchen, während sie alle anderen weitestgehend in Ruhe lassen? Es sind die fragenden Eltern, deren Kinder weinend nach Hause kommen, weil sie von ihren Mitschüler*innen aufgrund ihrer Augenform oder ihrer Haarfarbe ausgegrenzt werden.

Es gibt viele Geschichten, die erzählt werden müssen. Sie müssen vor allem erzählt werden, weil sie so lange

* Askriptive Merkmale sind jene, die nicht durch Leistung bestimmt werden. Diese sind z. B. soziale Herkunft, Geschlecht oder Hautfarbe.

nicht erzählt werden konnten. Auch dafür sind die Ursachen sehr komplex. Die erste Generation, die in ein fremdes Land migriert, ist zunächst damit beschäftigt, sich zurechtzufinden. Sind die institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen dann noch prekär und unsicher, so ist sie weitestgehend darauf fokussiert, die eigene Existenzgrundlage zu sichern. Es gibt schlichtweg keine Möglichkeit, sich mit der Diskriminierung, die sie erfährt, zu beschäftigen. Um aufzubegehren, braucht es finanzielle Sicherheit, Raum, Energie und Zeit. Diese Privilegien hat die erste Generation selten.

Eine weitere wichtige Frage ist: Wer erzählt die Geschichte? Lange Zeit wurde ausschließlich *über* migrantisierte* Menschen gesprochen. Ihre Geschichten wurden *für* sie erzählt und dann auch noch oft politisch instrumentalisiert. In der »Asyldebatte«, der »Silvesternacht-Debatte« oder der »Brennpunktschulen-Debatte« wurde sehr selten *mit* den rassifizierten** Menschen geredet, um die es ging, und allenfalls punktuell, wenn es gerade zur Erzählung passte. Fast nie hatten sie *selbst* das

* »Migrantisiert« im Sinne eines tatsächlichen oder zugeschriebenen Migrationshintergrunds.

** »Rassifiziert« werden Menschen aufgrund körperlicher, soziologischer, geografischer, symbolischer oder imaginärer Merkmale, wie Hautfarbe, Körpergröße, Herkunft, Religion oder vermeintliche Fähigkeiten. Dies geht von einer dominanten Gruppe aus.

»Rassifizierung« meint den Prozess der Konstruktion von »Rassen« und die damit einhergehende Homogenisierung und Hierarchisierung.

Wort. Welche Geschichten Sichtbarkeit erlangten und welche nicht, ist immer noch größtenteils eine Entscheidung, die von Personen der Dominanzgesellschaft getroffen werden. Denn nur diese saßen und sitzen bis heute in machtvollen Positionen.

Sie füllen die Redaktionen der Zeitungen, gestalten die Politik und bestimmen den öffentlichen Diskurs. Wie viele Geschichten wurden bis heute nicht erzählt? Wie viel ist verloren gegangen, und was blieb unsichtbar? Es wird Zeit, dass die Geschichten von jenen erzählt werden, die am Rande der Gesellschaft leben und deren Perspektive mehr als nur individuelle Anekdoten oder persönliche Tragödien sind. Es wird Zeit, dass die täglichen Kämpfe aufgezeigt werden, um der Gesellschaft einen Spiegel vorzuhalten und Diskurse anzuregen, die gesellschaftliche Veränderungen bringen können. Gesellschaftlicher Fortschritt ist nur möglich, wenn die Stimmen marginalisierter Menschen ins Zentrum gerückt und die Versäumnisse der vergangenen Jahrzehnte aufgearbeitet werden. Das ist eine der Grundlagen für eine solidarische Zukunft. Diese Handreichung setzt jedoch voraus, dass wir uns einander empathisch begegnen, und das ist wahrscheinlich die schwierigste Aufgabe, die sehr viel kritische Selbstreflexion erfordert.

An einem Tag im Spätsommer 2022 scrollte ich durch die typischen Nachrichtenseiten und fand einen Artikel mit der Überschrift »Einsam und herzlos entschieden« über dem Foto einer vietnamesischen Familie⁷. Darauf

waren ein Mann abgebildet, in etwa so alt wie mein Vater, eine Frau und ein Kleinkind. Alle drei stehen in Dresden auf einer Brücke, und der Mann, Herr Pham Phi Son, und Frau Nguyen Thi Quynh Hoa lächeln freundlich in die Kamera, während Herr Pham ihre gemeinsame Tochter Emilia im Arm hält.

Pham Phi Son ist 1987 als Vertragsarbeiter in die DDR gekommen und lebt seitdem in Deutschland. Seine Frau lernte er später kennen und gründete mit ihr eine Familie. Seine Tochter auf dem Foto ist fünf Jahre alt und wurde in Chemnitz geboren, wo die Familie lebte. Die Ausländerbehörde entschied, dass Pham und seine Familie abgeschoben werden sollen, was die eingeschaltete Härtefallkommission bestätigte, indem sie den Antrag zur Überprüfung des Falls ablehnte. Dass eine Person, die seit über fünfunddreißig Jahren, also über die Hälfte ihres bisherigen Lebens in Deutschland verbracht hat, einfach so abgeschoben werden kann, machte mich sprachlos. Der Grund für die Abschiebung ist aber noch weniger zu fassen: Herr Pham war für einen Urlaub in Vietnam und musste seinen dortigen Aufenthalt außerplanmäßig verlängern, weil er einen gesundheitlichen Notfall hatte und vor Ort medizinisch versorgt werden musste. So blieb er länger als ein halbes Jahr.

Was viele wahrscheinlich nicht wissen: Menschen, die keine deutsche Staatsbürgerschaft, sondern lediglich einen Aufenthaltstitel besitzen, dürfen sich nicht länger als sechs Monate außerhalb Deutschlands aufhalten.⁸ Dabei ist es egal, wie lange die Personen bereits hier

leben und ob die Aufenthaltserlaubnis befristet oder unbefristet ist. Herr Pham ist in die DDR gekommen, hat sich in Deutschland eine Existenz aufgebaut, geht arbeiten und seine Tochter ist in Chemnitz geboren. Weil er nun aufgrund eines medizinischen Notfalls länger als die erlaubten sechs Monate in Vietnam war, sollte ihm und seiner Familie also alles, was sie hier in Deutschland aufgebaut haben, genommen werden. Denn mit dem Entzug des Bleiberechts verschwindet für sie jegliche Existenzgrundlage. Der Aufenthaltsstatus von Frau Nguyen hängt an dem ihres Mannes. Verliert er diesen, gilt das ebenfalls für seine Frau und sein Kind. Sie sollen in ein Land abgeschoben werden, in dem er und seine Frau zwar geboren wurden und dessen Sprache sie sprechen, aber in dem ihr Leben nicht stattfindet. Ein Land, das ihnen fremder ist als Deutschland.

Entschieden haben es Einzelpersonen, in dem Fall maßgeblich der Vorsitzende der Härtefallkommission, CDU-Politiker Geert Mackenroth. Die Härtefallkommission ist die letzte Instanz, an die man sich wenden kann, wenn alle bisherigen rechtlichen Wege scheitern. Die Kommission kann aus humanitären oder persönlichen Gründen eine Entscheidung treffen, wenn das Ausländerrecht keine Optionen mehr hergibt.⁹ Im Fall von Herrn Pham lehnte das neunköpfige Gremium mit der Begründung ab, er hätte keine ausreichenden Sprachkenntnisse. Damit fällt die Verantwortung zurück an die Ausländerbehörde. Sie hätte die Möglichkeit, der Familie nach § 25 Abs. 5 des Aufenthaltsgesetzes ein Bleibe-

recht auszustellen.¹⁰ Wie es mit der Familie weitergeht, kann ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht sagen, denn die Entscheidung steht noch aus. Die Wahrscheinlichkeit ist jedoch gering, dass die zuständigen Sachbearbeiter*innen der Chemnitzer Ausländerbehörde, die dieses unmenschliche Vorgehen überhaupt erst ins Rollen gebracht haben, eine wohlwollende Entscheidung treffen werden. Eine mir erdenkliche Möglichkeit ist der Umzug in ein anderes Bundesland und die Hoffnung auf wohlwollendere Sachbearbeiter*innen. Dieser Fall steht exemplarisch für viele weitere, die in Deutschland nahezu identisch stattfinden. Täglich. Ich hätte es fast selbst erlebt.

Menschen werden aus den banalsten Gründen abgeschoben, wenn sie keine deutsche Staatsbürgerschaft haben. Sich einbürgern zu lassen ist wiederum ein sehr langwieriger und schwieriger Prozess. Insbesondere für Menschen, die aus den sogenannten Drittstaaten, also Ländern außerhalb Europas, kommen. Es kann mehrere Jahre dauern, kostet viel Geld* und man ist mitunter der Schikane einzelner Sachbearbeiter*innen ausgesetzt, die als Einzelpersonen über viel Entscheidungsmacht verfügen. Institutionelle Diskriminierung zerstört nach wie

* Zur Gebühr von 255,00 Euro für den Antrag auf Einbürgerung kommen Kosten für die Beschaffung der Originaldokumente aus dem Herkunftsland sowie gegebenenfalls Kosten für die Ausbürgerung aus der ursprünglichen Staatsbürgerschaft.

vor Existenzen, und das jeden Tag und seit vielen Jahrzehnten. Doch das sind nicht die einzigen Hürden, mit denen sich Menschen, die nicht Teil der Dominanzgesellschaft sind, herumschlagen müssen. Es gilt, neben dem Überwinden institutioneller, struktureller und alltäglicher Herausforderungen das eigene Leben zu sichern. Sich gegen diese Missstände zu stellen und sie sichtbar zu machen, ist nichts, wofür sich jemand von uns bewusst entschieden hatte. Wenn uns das zu Aktivist*innen macht, dann unfreiwillig.

Ich habe mein Masterstudium in der Schweiz gemacht und danach auch einige Jahre dort gearbeitet. Während dieser Zeit kam meine Tochter zur Welt. Ich begann, über Rassismus zu schreiben, als ich eigentlich über Mutterschaft schreiben wollte und dabei feststellen musste, dass ich meine Perspektive als Mutter nicht von mir als Person mit Rassismuserfahrungen trennen konnte.

Die Schwierigkeiten fingen damit an, dass meine Tochter fast ein Jahr lang keine Geburtsurkunde von den Schweizer Behörden ausgestellt bekam. Für die Ausstellung einer Geburtsurkunde in der Schweiz müssen beide Elternteile ihre eigenen Urkunden einreichen. Die meines Partners, der in Deutschland geboren ist, wurde natürlich problemlos akzeptiert. Meine Geburtsurkunde wurde jedoch auf Echtheit überprüft. Den Grund dafür halte ich bis heute für unangemessen, aber die Schikane musste ich über mich ergehen lassen, obwohl ich wenige Jahre zuvor die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten

hatte. Sie überprüften meine originale Geburtsurkunde aus dem einfachen Grund, dass mein Herkunftsland Vietnam nicht als vertrauenswürdig gilt. Irgendwo und irgendwann hatten also Politiker*innen in der Schweiz beschlossen, dass sich Menschen, die in Vietnam geboren sind, einer zusätzlichen Überprüfung unterziehen müssen. Nur eine der unzähligen rassistischen Praktiken europäischer Behörden. Die Kosten musste ich natürlich selbst tragen, und das alles nur, weil ich nicht in Europa zur Welt kam.

Was wäre passiert, wenn sich die Überprüfung noch länger hingezogen hätte? Wir hätten die Schweiz nicht verlassen können, denn ohne Geburtsurkunde konnte ich keine Ausweisdokumente, keine Krankenversicherung und auch keine finanziellen Zuschüsse wie Kindergeld für meine Tochter beantragen. Sie wäre direkt in einer Prekarisierung gelandet. Dabei war ich bereits in einer privilegierten Position. Ich beherrschte die deutsche Behördensprache, ich kannte mich einigermaßen mit den rechtlichen Grundlagen aus und ich hatte die finanziellen Mittel, um die Gebühren zu bezahlen. All diese Privilegien hatten meine Eltern nicht, als wir nach Deutschland kamen.

Mutterschaft verbinde ich auch mit den Blicken auf dem Spielplatz, wenn ich Vietnamesisch mit meiner Tochter spreche und mich die anderen Elternteile nicht verstehen. Sie wirken auf mich abwertend und geben mir ein unwohles Gefühl. Ich frage mich, ob meine Tochter aufgrund ihrer bilingualen Erziehung in einen zusätz-

lichen Förderunterricht geschickt wird, wenn sie in die Schule kommt. Wie wird es ihr generell in der Schule und darüber hinaus ergehen? Wer selbst Kinder hat, wird diese Gedanken verstehen. Wer ein rassifizierter Elternteil ist, wird die weitere Ebene, die damit einhergeht, sehen. Ich ertappe mich dabei, froh darüber zu sein, dass sie zumindest nicht Nguyễn heißt, sondern einen deutschen Nachnamen trägt, und gleichzeitig schäme ich mich dafür, das zu denken. Der Wunsch, nicht aufzufallen und in der Masse der Dominanzgesellschaft zu verschwinden, vergeht nicht einfach von heute auf morgen, wenn man sein ganzes Leben dahingehend sozialisiert wird, sich anzupassen und nicht man selbst sein zu dürfen.

Diese Last möchte ich nicht an meine Kinder weitergeben. Diese Last soll keine Last mehr sein, ist sie doch eigentlich ein Geschenk. Zweisprachig aufzuwachsen, eine andere Kultur als die dominante kennenzulernen und mehr als einen Ort sein Zuhause nennen zu können, sollte das Leben reicher machen und nicht erschweren. Deswegen müssen wir als Gesellschaft darüber reden, wie rassistische Traumata über Generationen hinweg weitergegeben werden. Deswegen müssen wir den Rassismus in unserer Gesellschaft an seiner Wurzel bekämpfen, was wiederum nur geht, wenn wir ihn im ersten Schritt klar und in all seinen Formen und Ausprägungen benennen.

Wenn ich Menschen in meinem Umfeld frage, was meine Geschichte mit der deutschen Asylpolitik zu tun

hat, dann können mir die wenigsten eine Antwort geben. Was viele nämlich nicht wissen: Der politische und gesellschaftliche Status quo in Deutschland ist eng mit der Geschichte vietnamesischer Einwander*innen verbunden. Bis heute sind viele migrantisierte Menschen von den Repressalien politischer Entscheidungen betroffen, die in den 1990er-Jahren getroffen wurden. Diese beeinflussen bis heute auch die europäische Migrationspolitik. Warum wissen so wenige Menschen davon? Neben dem Fakt, dass sehr wenige Menschen über das Leben ostasiatischer Menschen in Deutschland Bescheid wissen, fehlt es an einer Einordnung wichtiger historischer Ereignisse. Warum wird dieses Wissen nicht bereits im Schulunterricht thematisiert, wo doch ein großer Teil deutscher Geschichte gelehrt wird? Die Relevanz, also diese Geschichte Deutschlands sichtbar zu machen, ist offensichtlich und längst überfällig.